

Johannes-Butzbach-Gymnasium Miltenberg
Kollegstufe 1985/87

Leistungskurs Geschichte

F a c h a r b e i t

Thema: Die Geschichte der Steinhauer in Reinstenhausen
und Fachenbach.. mit besonderer Berücksichtigung
der Entwicklung im 17. und 20. Jahrhundert

Verfasser: Birgitta Helmstetter.....

Tag der Ablieferung: 16. Februar 1987..

Kursleiter:

Bewertung: Note:.....

Punkte (verdoppelt)

.....
Unterschrift d. Kursleiters/in

Erg. eingetragen:

.....

Inhaltsverzeichnis

I.	Vorwort	S. 3
II.	Die geologischen Voraussetzungen	S. 5
III.	Die historischen Ursprünge	S. 6
IV.	Die Steinbrüche und Steinhauerwerkplätze	S. 7
	1. Die Lage und Beschreibung der Steinbrüche	S. 7
	2. Die Besitzverhältnisse in den Steinbrüchen	S. 8
	3. Die Beschreibung der Steinhauerplätze	S. 9
	4. Die Lage und Besitzverhältnisse der Steinhauerplätze	S.10
V.	Der Arbeitsprozeß	S.11
	1. Der Abbau	S.11
	a) Der Verlauf des Abtreppverfahrens	S.12
	b) Das Sturzverfahren	S.12
	c) Der Bruchmeister	S.14
	d) Die Aufarbeitung des Gesteins	S.15
	2. Die Weiterverarbeitung	S.15
	3. Der Abtransport	S.16
	4. Einige Werke	S.18
VI.	Das Unternehmertum - Die Steinbarone	S.19
	1. Der Beginn in der Gründerzeit	S.19
	2. Venantius Arnold als Beispiel für die Entwicklung eines Steinmetzunternehmens im späten 19. Jahrhundert	S.20
	3. Die Organisation der Unternehmer	S.21
	4. Die Macht der Unternehmer	S.23
VII.	Die Situation der Arbeiter	S.24
	1. Die Arbeitsbedingungen	S.24
	a) Die Ausbildung	S.24
	b) Der Arbeitsplatz	S.25
	c) Die Arbeitszeiten	S.25
	d) Die Löhne	S.27
	2. Die Organisation der Arbeiter	S.27
	3. Die Gefährdung durch die Arbeit	S.28
	a) Die Steinhauerkrankheiten	S.28
	b) Ursachen und Verlauf der Silikose	S.29
	c) Die Lebenserwartung	S.31
	d) Die Krankenunterstützungsvereine	S.31
	e) Die staatliche Unterstützung	S.32
VIII.	Der Niedergang der Steinindustrie im 20. Jahrhundert	S.33
	1. Die Ursachen	S.33
	2. Die Auswirkungen in der Weimarer Republik	S.34
	3. Die Entwicklung im Dritten Reich	S.36
	4. Die Weiterführung nach dem Zweiten Weltkrieg	S.37
IX.	Zusammenfassung und Beurteilung	S.37
X.	Anhang	S.39
XI.	Anmerkungen	S.55
XII.	Literaturverzeichnis	S.56
XIII.	Erklärung	S.57

I. Vorwort

Ich möchte meine Facharbeit nicht beginnen, ohne die Gründe, warum ich gerade dieses Thema gewählt und es in der vorliegenden Weise dargestellt habe, zu erläutern. Für mich ist es in erster Linie eine "Liebeserklärung" an meine Heimatgemeinde Collenberg und ihre Geschichte.

Die Steinbrüche am Rande unseres Dorfes haben jahrhundertlang das Leben in diesem Ort geprägt. Sie bildeten die Lebensgrundlage für über die Hälfte der Familien der Gemeinde, aber auch vieler Nachbardörfer. Die Steinhauerei beeinflusste die Sitten und Gewohnheiten der Menschen, prägte das äußere Erscheinungsbild Reistenhausen und Fechenbachs und bildete einen wichtigen Faktor im gemeindepolitischen und gesellschaftlichen Leben, indem sie Organisationen und Vereine entstehen ließ. Sie war etwas, das in enger und engster Beziehung stand zur Geschichte der beiden Ortsteile. Die steinernen Zeugen dieser Zeitepoche sind noch äußerst gegenwärtig. Überall sieht man die roten Häuser, Wegkreuze, Sandsteindenkmäler, Grabsteine und Steinhauerzeichen an den Häuserfronten.

Die Geschichten, die hinter diesen Zeichen einer vergangenen Zeit stehen, sind aber schon fast vergessen. Dabei ist es erst 20 Jahre her, daß der letzte Steinhauerplatz verschwand und ca. 50 Jahre, daß der letzte Steinbruch schließen mußte. Trotz dieser kurzen Zeitspanne können sich nur noch wenige Leute an diese Blütezeit unserer Steinindustrie erinnern. Ich halte dies für eine sehr bedauerliche Entwicklung, daß eine fast 700 Jahre alte Tradition nun innerhalb einer einzigen Generation aus dem Gedächtnis der Menschen gelöscht sein soll. Ich sah meine Aufgabe deshalb darin, im Rahmen dieser Facharbeit Wissen und Eindrücke zu sammeln und an die weiterzugeben, für die dieser Teil unserer Heimatgeschichte völlig unbekannt ist, da er in keinem Buch bisher erwähnt wurde und sie die Zeit selbst nicht miterleben konnten. Abgesehen von diesem Aspekt und dem Interesse für das Leben der Fechenbacher damals, motivierte mich auch noch die Tatsache, daß viele meiner Vorfahren Steinhauer waren und ich somit einen familiären Bezug zu dieser Thematik habe.

Ich war mir natürlich der Tatsache bewußt, daß die Stofffülle, die ich vorfand, nicht auf wenigen Seiten bewältigt und das Thema erschöpfend behandelt werden konnte. Ich war gezwungen,

mich zu beschränken. Entweder mußte ich das Thema auf einen Teilaspekt eingrenzen, wie z.B. die soziale Lage der Arbeiter, und diesen sehr gründlich abhandeln, oder den ganzen Komplex in einem Überblick darstellen. Ich entschied mich für das zweite, da ich mir ja vorgenommen hatte, Jugendlichen meines Alters möglichst viel und möglichst Interessantes zu erzählen. Mein Schreibstil ähnelt daher eher dem eines Heimatbuchs als einer wissenschaftlichen Arbeit und die Facharbeit ist ein Kaleidoskop von Informationen, Eindrücken und alten Geschichten geworden.

II. Die geologischen Voraussetzungen

Der Sandstein ist ein Sedimentgestein und besteht zum größten Teil aus Quarzkörnern, die mit einem Bindemittel fest verkottet sind. Die Härte und Farbe des Gesteins wird wesentlich durch die Art des Bindemittels bestimmt. In diesem Fall ist es Hämatit, eine Eisenoxidform, welcher dem Rotsandstein seine ausgesprochene Härte und Festigkeit sowie feine rote Farbe verleiht. Aus diesem Grund rechnet man ihn zu der Gruppe der Eisensandsteine. ¹⁾

Die Formation des Buntsandsteins ist im allgemeinen fast symmetrisch geschichtet, und zwar in fünf Einzelhorizonte. Zuerst befindet sich der Schieferton, auch Bröckelschiefer genannt, danach kommen die Bänke des Feinkörnigen Sandsteins. Die folgende Schicht des Mittel- bis Grobkörnigen Sandsteins ist die mächtigste. Darüber wiederholen sich die beiden untersten Gesteinsschichten in umgekehrter Reihenfolge, zuerst der Feinkörnige Sandstein, zu dem man den Rotsandstein rechnet, dann der Schieferton. ²⁾

Die Schicht des Feinkörnigen Sandsteins ist im Spessartgebiet stark nach Südosten geneigt. Durch diesen Umstand tritt er in der westlichen Hälfte des Hochspessarts an der Oberfläche zutage, während er in den nach Südosten zum Main hin ziehenden Tälern unter die Talsohle einstreicht, sodaß er in den dortigen Bergen nicht zu finden ist. Dagegen wird er an der nördlichen Flanke des Miltenberger Sattels, im Gebiet zwischen Miltenberg und Stadtprozelten, auf Grund einer Verwerfung ca. 130m über den Mainspiegel gehoben. Der Feinkörnige Sandstein nennt sich auch Miltenberger Sandstein, da alle großen Brüche im unteren Maintal in dieser Gesteinsschicht liegen.

In seinem unteren Horizont ist der Rotsandstein am schönsten entwickelt; er besteht dort aus feinkörnigen Bänken mit oder ohne Schrägschichtung. Die Dicke dieser Bänke schwankt zwischen einigen Zentimetern und mehreren Metern. Der Fels ist entweder durchgehend rötlich bzw. bräunlich oder durch Einlagen eines hellen Sandsteins gestreift. Sandsteine haben fast stets kleine, tüpfelartige Sandsteinnester, die durch Mangan schwarz, durch Limonit gelblich gefärbt sind. ³⁾

III. Die historischen Ursprünge

Die Fechenbacher Steinmetz- bzw. Steinhauertradition läßt sich mit Hilfe von Verträgen, Aktennotizen und Eintragungen im Kirchenbuch bis ins Mittelalter zurückverfolgen.

Als die Pfarrei Fechenbach 1311 von Bürgstadt losgelöst wurde, erwählte sie sich den Hl. Stephanus, den Schutzheiligen der Steinarbeiter, zum Kirchenpatron. Dies läßt darauf schließen, daß das Steinmetzhandwerk lange vor diesem Datum als Berufszweig eine wichtige Rolle im Dorf spielte.

Als das Rittergeschlecht der Rüdten von Kollenberg im Jahre 1541 die Landeshoheit erwerben wollte, berief es sich bei seinem Anspruch unter anderem auf sein altes Recht, den Steinbruch in Reistenhausen jedes Jahr neu an verschiedene Maçons (frz.: Maurer, Steinmetz) aus dem Dorf oder der näheren Umgebung zu verleihen. Die Steinmetzzunft, Bauhütte genannt, muß in der Mitte des 16. Jahrhunderts in Fechenbach eine ziemlich selbständige Organisation gewesen sein. In der Fechenbacher Dorfordnung von 1564 ist nämlich zu lesen, daß die Zunft nicht unter der Gerichtsbarkeit der Rüdten stand, sondern ein eigenes "Steinmetzengericht" ⁴⁾ besaß, dessen Zusammensetzung jedoch von den adligen Herren festgesetzt wurde. Das erst urkundliche Zeugnis einer Steinhauertätigkeit in Reistenhausen ist die 1612 angefertigte Karte vom Jagdgebiet der Rüdten, die u.a. auch Arbeiter im Steinbruch zu Reistenhausen zeigt. ⁵⁾ Weiterhin wird in den Pfarrmatrikeln von 1678 ein "lapidida" Johann Georg Arnold erwähnt. Als "lapicidus" ⁶⁾ bzw. "lapidida" wurde der Steinbruchbesitzer oder Steinmetzmeister bezeichnet, im Gegensatz zum "faber" ⁷⁾, dem einfachen Steinhauer oder Steinmetz.

Der Sandsteinabbau dieser Jahrhunderte ist überwiegend handwerklich geprägt; die Industrialisierung, und mit ihr der großflächige, technisierte und exportorientierte Abbau des Rot-sandsteins, begann erst in den Gründerjahren des 19. Jahrhunderts und in der Kaiserzeit.

IV. Die Steinbrüche und Steinhauerwerkplätze

1. Die Lage und Beschreibung der Steinbrüche

In der Gemarkung der Dörfer Fechenbach und Reistenhausen wurde stets an drei verschiedenen Stellen Sandstein abgebaut: auf dem Spreunersberg, unterhalb der Kollenburg und in der "Grübe", zwischen Reistenhausen und Kirschfurt. Der Steinbruch auf dem Spreunersberg, dem Berg im Norden der beiden Ortschaften, war am schwierigsten abzubauen und deshalb relativ unrentabel. Er befindet sich genau auf dem flachen Gipfel des Berges. Die Steinblöcke konnten somit nicht aus einer Felswand gesprengt werden, sondern man mußte sie mit vieler Mühe aus dem Boden herausheben. An den Seitenwänden der sich dadurch ergebenden Grube konnten die Arbeiter dann erst das gewöhnliche Abbauverfahren in Strossen anwenden. Der Fels ist dort nicht regelmäßig gelagert, sondern stark zerklüftet, sodaß keine dicken Gesteinsbänke existieren. Durch die vielen Felsspalten und Verschiebungen muß es schwierig gewesen sein, einen großen, zusammenhängenden Gesteinsblock mit glatten Flächen zu gewinnen. Mühevoll war auch der Transport vom Steinbruch zu den Steinhauerplätzen am Main, denn die Quader wurden auf wichtigen Ochsenfuhrwerken ins Tal gebracht. Heute ist der Steinbruch fast vergessen; von Bäumen und dichtem Gestrüpp überwuchert, ist er kaum mehr zu erkennen.

Der Steinbruch unterhalb der Kollenburg, von den Fechenbachern spöttisch "das Brüchle" genannt, verdankt seinen Namen seinen relativ niedrigen Bruchwänden, die im Durchschnitt nur eine Höhe von 10 - 15m erreichen. Der Sandstein ist auch hier von geringer Qualität, da die Felsbänke schräg und nicht horizontal geschichtet sind. Dies war auch der Grund dafür, daß Sprengungen und Unterminierungen sowie Bergstürze sich als unmöglich erwiesen. Es mußte also ebenfalls in Abtreppungen abgebaut werden. Die herausgelösten Gesteinsbrocken waren selten sehr groß, sodaß sie oft nur als Mauersteine oder Schotter Verwendung finden konnten.

Deshalb waren es fast ausschließlich die großen Brüche in der "Grübe", die wirtschaftliche Bedeutung erlangten, und

ihren Besitzern nicht selten zu ungeheurem Reichtum verhalten. Diese Steinbrüche erstrecken sich über eine Länge von fast 600m und sind stellenweise über 90m hoch. Die Schichtung der Gesteinsbänke ist sehr regelmäßig und horizontal, sodaß bei Sprengungen oft bereits glatte, kantige Blöcke herabstürzten und wenig Geröll anfiel. Ein weiterer Vorteil der Horizontalschichtung war, daß man die Bruchwand verhältnismäßig weit unterhöhlen konnte, ohne einen Einsturz befürchten zu müssen. Dadurch erhielten die Steinhauer bei einem einzigen Bergsturz mehr Gesteinsmaterial. Außer dem geologischen Vorteil hatten die Brüche noch einen geographischen. Im Gegensatz zum Steinbruch auf dem Spreunersberg und dem "Brüchle", lagen sie nämlich nahe beim Dorf und konnten somit relativ schnell und mühelos erreicht werden. Wichtig war dabei besonders ihre günstige Lage zu den Steinhauerplätzen am Main und zu den Verladeplätzen für die Schiffe und die Eisenbahn.

2. Die Besitzverhältnisse in den Steinbrüchen

Die Brüche am Spreunersberg waren Eigentum der Gemeinde Fechenbach und wurden von ihr an die einzelnen Steinbetriebe verpachtet, u.a. an die Firma Winterheit aus Miltenberg. Ursprünglich befand sich das "Brüchle", der Steinbruch zwischen Fechenbach und Dorfprozelten, im Besitz der Rüdten von Kollenberg. Aus ihm wurden die Mauersteine für die nahe gelegenen Burganlagen gebrochen. Der kleine Steinbruch diente also lediglich zur "Selbstversorgung" der adligen Herren. Im 18. Jahrhundert wechselte er in den Besitz der Freiherren von Reigersberg, die aus ihm die Steine für den Bau des Fechenbacher Schlosses entnahmen. Später gehörte er schließlich den Freiherren von Bethmann. Ein Schreiben an das Bezirksamt Marktheidenfeld aus dem Jahre 1905 gibt Aufschluß darüber, daß das "Brüchle" fast 50 Jahre ungenutzt lag, ehe es von den Brüdern Hennch aus Reistenhausen gepachtet und im März 1905 wieder in Betrieb genommen wurde. Zum ersten Mal waren die dort gebrochenen Steine nicht zum Eigengebrauch, sondern zum Verkauf in die weitere Umgebung bestimmt.

Die großen Steinbrüche waren zwischen zwei bedeutenden Steinmetzunternehmen aufgeteilt. Etwa Dreiviertel der Bruchfläche in der "Grübe" gehörte der Familie Arnold, fast ein Viertel den Gebr. Hennch, und ein kleiner Streifen befand sich in anderem Besitz.

3. Die Beschreibung der Steinhauerplätze

Auf den Steinhauerwerkplätzen wurden die gebrochenen Gesteinsblöcke entsprechend ihrer Bestimmung weiterverarbeitet. Am Main, und besonders an den Schiffsanlegestellen, reihte sich ein Platz an den anderen. Später, mit dem Bau der Eisenbahnstrecke Miltenberg - Wertheim, verlagerten sich auch einige Arbeitsstätten an den neugebauten Bahnhof.

Die Grundrisse der Steinhauerplätze ähneln sich sehr stark. Laut Bundesratsverordnung mußte ein Unterkunftsraum für die Arbeiter vorhanden sein, der bestimmte Anforderungen zu erfüllen hatte. Oft war an diesen Aufenthaltsraum ein Lagerraum, eine Geschäftsstube für den Polier oder eine Schmiede angebaut, in der die Werkzeuge der Steinmetzen, Geschirr genannt, repariert oder hergestellt wurden. Im Anschluß an diese festen Hütten, die, zum Schutz vor dem Hochwasser, häufig auf einen Steinsockel gebaut waren, befanden sich die Arbeitsbuden. Sie besaßen meist nur ein Dach auf vier Pfosten; Wände fehlten, um die Sauerstoffzufuhr zu erleichtern. Gemäß den Vorschriften mußten die Arbeitsverschläge allerdings, zum Schutz vor dem Wind, von drei Seiten verschließbar sein. Diese Bestimmung übergingen die Arbeitgeber aus Kostengründen aber gerne.

Über den ganzen Platz waren Steinhaufen verteilt, die auf den Abtransport warteten. Um diesen zu gewährleisten, standen Schmalspurgleise zur Verfügung, auf denen kleine Loren die Mauersteine zur Schiffsanlegestelle transportierten. Am Mainufer, wo die Transportschiffe ankerten, war manchmal ein Kran gebaut, um die Lasten ins Schiff zu heben.

4. Die Lage und Besitzverhältnisse der Steinhauerplätze

Die Steinhauerplätze lägen, wie schon berichtet, ursprünglich am Main, zwischen dem Ufer und der jetzigen Bahnlinie. Der östlichste der Werkplätze gehörte der Firma Schumann aus Fechenbach. Er befand sich in der Nähe der Scheitplatzwiesen und war mit großen Werkhütten bebaut. Unmittelbar daneben lag der "Söllersplatz". Das Grundstück, auf dem sich heute der Campingplatz befindet, war ehemals im Besitz der Firma Winterhelt aus Miltenberg. Neben den üblichen Arbeitshütten gab es hier noch eine Schmiede sowie einen der drei Spriete zum Verladen der behauenen Steine. Dies war einer der größten Werkplätze in Fechenbach, da auch noch die meisten heutigen Maingärten dazugehörten.

Am "Bacheck", der Einmündung des Fechenbachs in den Main, lag der "Motzelsplatz", wie er bei den Einheimischen genannt wurde. Auch er war mit einer Schmiede ausgestattet, um die Werkzeuge und Maschinen der Steinmetzen sofort reparieren zu können. Auf der anderen Seite des heutigen Sportplatzes ist ein Grundstück, das von der Bevölkerung heute noch "das Hennchsche Plätzle" genannt wird. Dort lag der große Platz der Gebr. Hennch, der zahlreich Arbeitshütten, Schmalspurgleise und einen Kran besaß. Die Fundamente des Kran sind noch heute zu sehen. Gleich anschließend kam der Steinhauerplatz der Firma Hack aus Boxtal.

In Reistenhausen war die Lage ähnlich, nur daß dort die Werkplätze etwas kleiner waren. Am Scheitplatz, wo heute die Dreschhalle steht, hatte Alexius Arnold seine Werkstätten. Der Platz daneben gehörte der Firma Franz Arnold Söhne, deren Verwaltung sich Venantius und Pius Arnold teilten. Nach der Auflösung der Firma ging der Steinhauerplatz ganz in den Besitz von Venantius Arnold über. Am Ufer stand ein schwenkbarer Eisenkran, der bei der endgültigen Auflösung des Betriebes von Ernst Umscheid aus Dofprozelten aufgekauft wurde. Franz August Söller besaß die Werkstätten gleich neben denen Venantius Arnolds. Auch hier hatte der Eigentümer einen sogenannten Derikkran mit Holzmast aufgestellt.

Die Bildhauerwerkstätte von Salvator Seitz und Rupert Arnold lag nicht direkt am Main, ebensowenig wie die des Bildhauers

Pius Wild. Der Bildhauer Mayer, dem der "Hatzelsbruch" in der "Grübe" gehörte, besaß eine Werkhütte im "Lindengarten". Als 1906 die Eisenbahnlinie bis nach Reistenhausen und Fechenbach gebaut war, verlagerten einige Steinbarone ihre Arbeitsstätten an den Bahnhof. Auf dem Gelände des heutigen Autohauses Bilz standen bis etwa 1965 die Steinsäge und die Arbeitsbuden der Firma Winterhelt. Die Hütten Pius Arnolds befanden sich etwas weiter westlich, unmittelbar in der Nähe der Gleise.

V. Der Arbeitsprozeß

1. Der Abbau

Für den Sandsteinabbau gibt es zwei grundlegend verschiedene Methoden. Die eine ist das normalerweise gebräuchliche Verfahren in Abtreppungen, das jedoch sehr zeit- und kostenintensiv ist. Für die meisten Steinbrüche des Maintales wurde deshalb durch eine Sondergenehmigung das sogenannte Sturzverfahren erlaubt.

Die Anwendung des Sturzverfahrens, welches mit ziemlichen Gefahren und Risiken für den Arbeiter verbunden ist, war ursprünglich nicht technisch bedingt. Es wurde lediglich benutzt, da es weniger kostspielig ist als der Abbau von oben her. Als die Bruchwände noch verhältnismäßig niedrig waren, brachte diese Abbauweise auch nicht mehr Gefahren mit sich als das herkömmliche Verfahren. Durch die stets wachsende Höhe der Bruchwände war^{es} jedoch später nicht mehr möglich, nach einem Bergsturz die Wand abzusichern bzw. lockeres Gestein in der Felswand zu beseitigen. Dies sowie Fahrlässigkeit der zuständigen Aufsichtspersonen führte zu häufigen, meist tödlichen Unfällen durch herabfallendes Gestein.

Im Nachhinein war es jedoch unmöglich, vom gefährlichen Sturzverfahren zum normalen Abbau zurückzukehren, da beim Abwurf des Gesteinsmaterials die gewonnenen Sandsteinquadern zertrümmert worden wären.

Ich möchte nun den Verlauf beider Abbauverfahren erläutern:

a) Der Verlauf des Abtreppverfahrens

Der Abbau in Abtreppungen von oben her konnte auch in Brüchen mit minderer Gesteinsqualität angewendet werden. Aus diesem Grund baute man sowohl auf dem Spreunersberg als auch im "Brüchle" zwischen Dorfprozelten und Fechenbach den Sandstein auf diese Weise ab.

In einem ersten Arbeitsschritt wurden die Bäume oberhalb des Steinbruchs gerodet und das Deckgebirge, d.h. die auf dem Fels liegenden Erdschichten, gelockert. Diese Erdmassen mußten dann abtransportiert werden, so daß der nackte Fels freilag. In mäßigen Abtreppungen, den sogenannten Strossen, wurde das Gestein abgesprengt. Bei festem, unzerklüftetem Fels mit senkrechter vorderer Wand konnte die ganze Wand auch in einer einzigen Strosse abgebaut werden.

b) Das Sturzverfahren

Das Sturzverfahren fand in der "Grübe" Anwendung, ebenso wie an geeigneten Stellen im ganzen Maintal. Damit nämlich wenigstens ein Minimum an Sicherheit gewährleistet war, durfte man diese Abbaumethode nur in massivem, unzerklüftetem und nicht von Sand, Lehm oder Schutt durchsetztem Fels anwenden.

Zuerst mußten die Arbeiter etliche Sicherheitsvorkehrungen treffen, ehe man an den eigentlichen Abbau herangehen konnte. Spezielle Arbeiter, die sogenannten Rümer, entfernten das Deckgebirge und böschten es leicht an. Auch überhängendes Gestein und lose Massen beseitigten sie. Weiterhin war es Pflicht der Rümer, das sich eventuell auf der Bruchdecke, d.h. der obersten Felsschicht, sammelnde Tagewasser abzuleiten. Anschließend untersuchten Fachleute die Wand auf das Vorhandensein von Rissen, Spalten und Lagern, auf die man beim Unterminieren besonders Rücksicht nehmen mußte. Selbstverständlich hatte für die Arbeiter eine genügend Anzahl von Fluchtwegen vorhanden zu sein oder extra ange-

legt zu werden. Nach diesen Sicherungsmaßnahmen begann der eigentliche Abbau. Als man zum Sprengen noch kein Dynamit, sondern Schwarzpulver benutzte, gab es zwei Varianten des Sturzverfahrens.

Bei der ersten und ältesten Art unterhöhlten die Arbeiter die Felswand an ihrer Sohle auf einer Breite von etwa 10m und einer Höhe von ca. 1,5m, sodaß sich eine Nische im Fels ergab. In liegenden, knienden oder kauern den Stellungen, mit einfachsten Werkzeugen wie Meißel und Klüpfel, lösten die Steinhauer das Gestein aus dem Berg, das dann in flachen Weidenkörben herausgetragen und auf Abraumhalden gebracht wurde. Die Tiefe der Unterminierung war unterschiedlich; sie reichte von 1m bis zu 3m, denn es wurde stets bis zu einer schmalen, senkrechten Spalte, die parallel zur Wand lag, gegraben, einer sogenannten Klüfte. Grub man weiter als bis zu einer solchen Klüfte, so drohte der Einsturz des Hangenden, d.h. der überhängenden Wand; hörte man vorher auf, konnte es geschehen, daß sich die Wand bei einem Bergsturz nicht vom Berg löste und lediglich in sich zusammenbrach. Je tiefer man den Berg unterschaffte, desto mehr mußte das Hangende mit Holzpfosten, den sogenannten Absteifungen, gestützt werden. Die Holzpfosten standen auf Stützsteinen, in denen sich Sprenglöcher befanden. War die Nische im Berg tief genug, so füllte man die Sprenglöcher mit Schwarzpulver, verband die Zündschnuren der Pfosten miteinander und sprengte alle Absteifungen gleichzeitig weg. Das Hangende stürzte dann nach.

Bei der zweiten Art, die schon mehr technische Mittel erforderte, wurden Stollen in den Berg getrieben. Sie waren etwa 6m lang und ebenso hoch bzw. tief. Hier mußte man keine Rücksicht mehr auf die Klüften im Fels nehmen, denn zwischen den Stollen blieben starke Gesteinssäulen stehen, die die Stabilität der Höhle gewährleisteten. In die Säulen hatten die Arbeiter Sprenglöcher gemeißelt, die man mit Schwarzpulver füllte. Wurden alle Säulen gleichzeitig abgesprengt, so konnte man die ganze Bruchwand, gleichgültig auf welcher Länge, zum Einsturz bringen. Um die Bewegung der Wand ständig im Auge zu haben und ein etwaiges vorzeitiges Senken feststellen zu können, mußten laut Vorschrift auf der obersten Felschicht Merkmale, wie z.B. eingeschlagene Keile oder eingegrabene

Metallstäbe, angebracht werden, an denen jede Verschiebung des Gesteins registriert werden konnte.

Selbstverständlich fiel bei dieser Abbauweise bedeutend mehr Gestein als bei der ersten Variante, sie war aber auch mit größerem Arbeitsaufwand verbunden. Die Steinhauer waren meist wochenlang mit den Unterminierungsarbeiten beschäftigt. "Kam die Wand", d.h. stürzte die Wand nach außen, so zerbrach sie in große Blöcke, und die Steinarbeiter hatten Arbeit für ein ganzes Jahr. Nach gelungener Sprengung feierten die Männer in den Brüchen ein Fest. "Kam die Wand nicht", d.h. brach sie einfach in sich zusammen, so mußte wieder von neuem mit dem Unterminieren begonnen werden.

Als man um die Jahrhundertwende anfing, Dynamit, und zwar die wenig brisanten Ammonium- - Salpeter - Sprengstoffe, zu benutzen, fiel diese mühevoll Arbeit des Unterhöhlens, Abstützens und Sprengens weg. Die Bruchwand wurde nur noch auf eine geringe Höhe unterschafft und so zur Sprengung vorbereitet. Säulen blieben dabei keine stehen.

c) Der Bruchmeister

Da der Betrieb der Steinbrüche im Bezirk Miltenberg wegen der Unterminierung und Fällung der Bruchwände besonders gefährlich und nur ausnahmsweise zugelassen war, mußte ein sogenannter Bruchmeister eingesetzt werden, dessen Pflicht es war, den Arbeitsvorgang genauestens zu überwachen und darauf zu achten, daß alle Sicherheitsvorschriften befolgt wurden.

Es war eine sehr verantwortungsvolle Tätigkeit, denn dem Bruchmeister war das Leben und die Gesundheit der Arbeiter anvertraut. Um diese zu schützen, konnte er völligen Gehorsam, sowohl von Seiten des Arbeitgebers als auch von den Steinarbeitern, verlangen und jede erforderliche Sicherheitsmaßnahme ergreifen. Der Bruchmeister mußte alle ihm unterstellten Steinbrüche einmal im Monat aufsuchen, bei Unterminierungsarbeiten sogar einmal in der Woche. Entdeckte er dabei Mängel oder Vorschriftswidrigkeiten, so meldete er sie, und der Unternehmer hatte die Pflicht, für unverzügliche Abhilfe zu sorgen.

Der staatlich vereidigte Bruchmeister war den Steinbruchbesitzern natürlich ein Dorn im Auge, zumal sie ihn ja bezahlen mußten. Deshalb versuchten sie, seine Kompetenzen ein-

zuschränken und die Zahl der Kontrollen auf ein- bis zweimal pro Jahr zu reduzieren. Diese Versuche häuften sich während der Wirtschaftskrise von 1929 - 1932, allerdings ohne Erfolg. Von 1904 bis 1932 hatte dieses Amt Edmund Helmstetter aus Birgstadt inne, danach sein Sohn Leo Helmstetter.

d) Die Aufarbeitung des Gesteins

Unmittelbar nach dem Niedergehen einer Wand, noch vor der Aufarbeitung der gestürzten Felsmasse, mußte die Wand aufgehängengebliebenes, lockeres Gestein untersucht und dieses beseitigt werden. Danach böschten die Rümer das Deckgebirge wieder an, um das Abrutschen von Geröll und Erde zu verhindern und schafften den angefallenen Abraum auf Schutthalden.

Waren diese Vorsichtsmaßnahmen getroffen, so begann noch im Steinbruch eine erste Bearbeitung der Felsbrocken. Mit Meißel und Klüpfel wurden sie zu Quadern zurechtgehauen, die dann auf niedrigen Schlitten, auch Schleifen genannt, zu den Fuhrwerken gezogen wurden, mit denen man sie an die Steinhauerwerkplätze transportierte.

2. Die Weiterverarbeitung

Die Weiterverarbeitung geschah auf den Steinhauerwerkplätzen am Main. Der Rotsandstein war sehr beliebt als Bau- und Zierstein und wegen seiner zahlreichen günstigen Eigenschaften wie Festigkeit, Feinkörnigkeit, Witterungsbeständigkeit, Säureresistenz usw. vielseitig verwendbar. So wurden für Frankfurter Druckereien Lithographiersteine hergestellt und für Chemiekonzerne wie die Firma BASF große Säuretröge. Durch seine Rauheit und Festigkeit entsprach der Sandstein auch Anforderungen für Schleif- und Mühlsteine.

Neben diesen Gebrauchssteinen war Reistenhausen, ebenso wie Fechenbach, für seine feine, künstlerisch gearbeitete Sandsteinornamentik bekannt. Der Stein, der durch seine rote Farbe stets stark vom Verputz des Hauses abstach, wurde gerne für Rosetten, Wappen, Balustraden und Portalausschmückungen

verwendet. Aber auch Denkmäler, Grabsteine und Statuen entstanden unter dem Schlag der Meißel. Der Bedarf an diesen Werkstücken war zwar groß, die meiste Zeit waren die Steinmetze jedoch mit der Herstellung von Mauersteinen beschäftigt. Diese hatten eine Größe bis zu 70 x 50 x 50cm und waren gemäß der Mode um die Jahrhundertwende an den später sichtbaren Seitenflächen lediglich grob behauen.

Die Steinmetzen verwendeten für ihre Arbeit sehr einfaches Werkzeug. Die Grundausstattung bestand aus dem Klüpfel, einem großen Schlaginstrument mit halbkugelförmigem hölzernen Kopf, und mehreren Meißeln. Sie gebrauchten Spitz- oder Schlageisen, Beitzisen, Breiteisen und Zweispitzen, je nachdem welche Art von Werkstück gerade bearbeitet wurde. In den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts änderte sich jedoch der Geschmack, und die Kunden bevorzugten große, glatte Steinplatten, mit denen man die fertigen Häuser verkleidete. Die einfache Handarbeit konnte jetzt natürlich nicht mehr angewandt werden, und deshalb gingen die Steinmetzmeister zur Bearbeitung mit der Steinsäge über.

Die Steinsäge besaß 4m lange und 10cm hohe Sägeblätter, die bei der Arbeit ständig mit Wasser befeuchtet werden mußten. Zusätzlich verwendeten die Arbeiter Sand, um die Wirkung des Diamantschleifers auf den Sägeblättern zu erhöhen. Mit der Säge schnitten die Arbeiter von großen Steinquadern etwa 10cm dicke Platten zum Verblenden von Wänden ab. Mauersteine wurden selbstverständlich auf Vorrat behauen, doch die Zierarbeiten und Häuserblenden entstanden stets auf Bestellung und manchmal auch unter der Mitarbeit eines Architekten.

3. Der Abtransport

Die fertig behauenen Steine, ob Mauersteine, Zierornamentik oder sonstige Werke, wurden zum Abtransport in die Schiffe verladen. Dies war meist eine sehr beschwerliche Arbeit, da die Steinhauerplätze nur vereinzelt eigene Krane oder Spriete besaßen und nur die größeren Schiffe mit Hebearmen ausgestattet waren. Wo solche technischen Hilfsmittel fehlten, mußte das Beladen der Schiffe von Menschenhand durchgeführt werden. Meist waren es Frauen, die die schweren Mauersteine in den Bauch der Schiffe schleppten.

Schon vor 1780 wurden Sandsteine aus der "Grübe" auf Holzschiffen mainabwärts bis nach Mainz transportiert. Auf der Hinfahrt fuhren die Schiffe mit der Strömung, auf der Rückreise, wenn sie mit Tuffstein oder Ziegeln aus der Pfalz beladen waren, benutzten sie die Segel oder den Treidel. Der Handel über Mainz hinaus war nicht rentabel, da die hohen Kosten für das Treideln, d.h. das Flußaufwärtsziehen durch Menschen und Pferde, einen großen Teil des Gewinns wieder verschlang.

Eine deutliche Erleichterung und Verbilligung des Transports zu Wasser trat erst 1895 ein, als das Kettenboot Reistenhausen und Fechenbach erreichte.⁹⁾ Das Kettenboot war ein flaches Schiff, das sich an einer dicken Kette, die auf dem Grund des Flusses verlegt war, mainaufwärts zog. Am Heck der "Maakuh", wie das Kettenboot im Dialekt genannt wurde, konnte eine ganze Flotte von Handels- und Steinschiffen befestigt werden, die das Kettenboot auf diese Weise gegen die Stömung zog. Dies war eine gewaltige Verbesserung des Transports, denn das langsame und kostspielige Treideln entfiel nun. Als die Kette der "Maakuh" kurz nach der Jahrhundertwende sogar bis Würzburg und Bamberg verlegt wurde, bedeutete dies eine Erweiterung des Absatzgebietes mainaufwärts. Die Steinschiffe fuhren jetzt sogar bis Koblenz, Köln und Holland, wenn auch Frankfurt weiterhin das Hauptabsatzgebiet bildete. Zu dieser Zeit lieferten die Schiffe auch häufig Muschelkalk aus Ochsenfurt und Marktbreit oder weißen Sandstein aus Eltmann und Zeil, die in Fechenbach bzw. Reistenhausen entladen und bearbeitet wurden, um wieder weiter verschifft zu werden.¹⁰⁾

Um 1900 gab es im Schifferdorf Reistenhausen 16 kleine Schiffe zum Transport der behauenen Steine. Sie faßten im Durchschnitt etwa 30 - 40t, was der Wochenarbeit der Steinmetzbetriebe entsprach. Die Steinschiffe wurden am Samstag beladen, sodaß sie am Montag oder schon am Sonntag an ihrem Bestimmungsort sein konnten.¹¹⁾ Im Jahre 1938 hatte auch die Kettenschleppschiffahrt ein Ende und wurde durch Motorschiffe ersetzt. Das war jedoch zu einer Zeit, als die Steinindustrie in beiden Ortschaften schon fast verschwunden war.

Von 1903 bis 1906 wurde die Eisenbahnstrecke Miltenberg - Stadtprozelten gebaut. Mit Hilfe dieses neuen Transport-

mittels konnten wiederum Absatzmärkte, die nicht am Flußufer lagen, erreicht werden. Die Firma Winterhelt und Pius Arnold verlegten deshalb ihre Steinhauerwerkplätze vom Main an den neugebauten Bahnhof.

4. Einige Werke

Die Qualität des Feinkörnigen Mittleren Buntsandsteins, wie er in Reistenhausen und Fechenbach vorkommt, und die Güte der einheimischen Steinmetzindustrie waren schon immer, sowohl im Inland wie im Ausland, geschätzt und begehrt. Aus diesem Grund wurden die Steine zum Bau oder zur Renovierung bedeutender Gebäude in viele Länder verkauft oder die Steinmetze auf Montage geschickt, um einem Bauwerk durch ihre architektonischen Zierarbeiten den letzten Schliff zu geben. Es seien hier nur einige der bedeutendsten Werke aufgeführt, die ganz oder teilweise aus Reistenhäuser oder Fechenbacher Sandstein gebaut wurden.

In Frankfurt ist an erster Stelle die Renovierung des Doms und des Römers zu nennen, wo sich Venantius Arnold, der den Auftrag erhielt, in einem Relief verewigte; weiterhin noch der Bau der Neuen Brücke und zahlreicher Kaufhäuser. In Mainz renovierten Fachleute aus beiden Dörfern den Turm des Doms und bauten viele Bürger- und Kaufmannshäuser in der Innenstadt. Mein eigener Urgroßvater ist der Erbauer eines kunstvollen Sandsteinbrunnens in Nürnberg. Fechenbacher Steinmetze rühmten sich stets, in Aachen das Priesterseminar, in Bamberg das Flurbereinigungsamt und in Bremen eine Reihe von Tuchhäusern sowie ein Marmorschwimmbad erbaut zu haben. Auch für den Bau des Reichstagsgebäudes in Berlin sollen Steine aus beiden Orten geliefert worden sein. Auf Fechenbacher und Reistenhäuser Steinhauerplätzen entstanden Denkmäler, die dann später in Breslau und Beuthen in Schlesien Aufstellung fanden. Zur Madonna von Kevelaer an der niederländischen Grenze, die in Fechenbach gehauen wurde, veranstaltet die Pfarrgemeinde alljährlich eine Wallfahrt.

Von Bauwerken im Ausland ist weniger bekannt, doch ist sicher, daß hiesige Steinmetze am Winterpalais des Zaren in St. Petersburg, beim Bau des Suezkanals und der Bagdadbahn mitgearbeitet haben. Von einem Denkmal, das nach Buenos

Aires geliefert wurde, ist sogar noch eine Photographie vorhanden.¹²⁾

VI. Das Unternehmertum - Die Steinbarone

1. Der Beginn in der Gründerzeit

Wie bereits erwähnt, gab es die Steinhauerei in beiden Ortschaften schon seit mehreren Jahrhunderten. Wirkliche, überregionale Bedeutung erhielten die Steinbrüche aber erst nach der Gründung des Deutschen Reiches 1871. Die im Zuge der Vereinheitlichung des Reiches getroffenen Maßnahmen zur Angleichung der Maße, Gewichte und Zahlungsmittel erleichterten es manchem Unternehmer, sein Absatzgebiet zu vergrößern. Um diese Zeit wurden zahlreiche Banken gegründet, die nicht selten die finanzielle Grundlage für den Aufbau eines Industriebetriebs lieferten. Außerdem gab es, gerade in den Gründerjahren, eine große Zahl von Erfindungen, besonders auch im Bereich des Sandsteinabbaus: bessere Sprengmaterialien, Werkzeuge, Maschinen, nicht zu vergessen die neuartigen Transportmittel.

All dies führte dazu, daß sich in Reistenhausen aus kleinen Familienbetrieben eine Reihe von Großunternehmen entwickelte. Da war zuerst einmal die Familie Arnold, eine alteingesessene Familie, deren Mitglieder schon seit acht Generationen als Steinmetze tätig waren. Genaueres über diese Familie werde ich im Abschnitt "Venantius Arnold..." berichten. Weiterhin gehörte die Familie Hennch zu den Steinbaronen bzw. Steinmagnaten, wie man die reichen Steinbruchbesitzer nannte. Besonders sind die Brüder August und Ernst Hennch hervorzuheben. Der dritte große Reistenhäuser Steinbaron war Franz Arnold Söller, der seine Steinbrüche auf der badischen Seite des Mains und in den Nachbarortschaften besaß.

Neben diesen einheimischen Steinbaronen hatten noch mehrere auswärtige Firmen Steinhauerwerkplätze in Fechenbach und Reistenhausen. Eine davon war die Firma Winterhelt aus Miltenberg, die ihre großen Werkplätze in Fechenbach von ihren Steinbrüchen auf der anderen Seite des Flusses belieferte. Auch die ebenfalls aus Miltenberg stammende Firma Motzel & Cie. und die Firma Hack aus Boxtal waren Unternehmen mit

großen Steinhauerwerkplätzen am Mainufer von Fechenbach. Neben solchen Betrieben, die hauptsächlich auf den Abbau des Rotsandsteins und seine Verarbeitung zu Gebrauchssteinen spezialisiert waren, entwickelte sich in beiden Ortschaften ein eigenständiges Bildhauerhandwerk auf hohem künstlerischem Niveau. In Fechenbach waren es u.a. die Bildhauer Adolph Ulrich, Ludwig Karl und Konstantin Fäth. In Reistenhausen entstand die Bildhauerei Pius & Adolph Wild sowie das Atelier des Bildhauers Mayer.

Der Reichtum der Steinbarone war fast sprichwörtlich. Alexius Arnold starb als vierfacher Millionär; sein Bruder Franz und dessen Söhne trugen den Spitznamen "Finanzen", ein Wortspiel zum Vornamen des ältesten Sohnes, der Venanz gerufen wurde. Der Gründer der Firma Winterhelt hinterließ 13 Testamente, als er starb. Nicht weniger reich waren Franz August Söller und Ernst Hennch. Der letztere konnte 1909 mit seiner Frau Kandida geb. Arnold sogar eine Familienstiftung einrichten, um die Mitglieder beider Familien zu unterstützen und angemessen ausbilden zu lassen. Dies war vielleicht ein Grund dafür, daß die Nachkommen der zwei Familien so erfolgreich waren, sei es als Steinmetzmeister oder als Akademiker. Der Reichtum der Steinbarone, die in der Blütezeit vor dem Ersten Weltkrieg bereits jährlich 20 000 Mark für ihren Haushalt ausgaben, ist auch an den prunkvollen, fast protzigen Bauten in Reistenhausen abzulesen, die teilweise eher Burgen ähneln als Bürgerhäusern. 13)

2. Venantius Arnold als Beispiel für die Entwicklung eines Steinmetzunternehmens im späten 19. Jahrhundert

Während nach den Gründerjahren, zur Zeit der sogenannten Gründerkrise von 1873 bis 1895, die Konjunktur in nahezu allen Industriebereichen fiel und viele neugegründete Betriebe wegen Absatzmangel schließen mußten, hatten die Steinmetzfir-
men, und besonders die am Main, keinen Grund zur Besorgnis. Der Rotsandstein war in den Jahren nach 1871 zum Modestein geworden, und seine Beliebtheit als Baumaterial wuchs noch ständig. Die Sandsteinindustrie wurde also vom konjunkturellen Abstieg wenig oder gar nicht betroffen. Ein Paradebeispiel für die Entwicklung einer Steinmetzfir-

ma vom kleinen Familienbetrieb zum Großunternehmen am Ende des 19. Jahrhunderts ist das Leben des Steinbarons Venantius Arnold.

Franz Arnold, Venantius Arnolds Vater, war in offener Handelsgemeinschaft mit seinem Bruder Alexius verbunden. Nach Franz Arnolds Tod löste sich die Gesellschaft auf, Alexius zog nach Miltenberg, um ein eigenes Steinmetzgeschäft zu eröffnen. 1861 trat Venantius mit 17 Jahren als verantwortlicher Angestellter in das Geschäft ein, das nun seiner Mutter gehörte. Seine geschäftlichen Unternehmungen waren von wechselndem Erfolg geprägt; mehrmals war er nahe am Konkurs, und seine zeitweisen Geldschwierigkeiten konnten nur durch Darlehen seiner Verwandten behoben werden. Als er 1869 heiratete und Teilhaber im elterlichen Geschäft wurde, hatte der Betrieb, der zur Zeit Franz Arnolds drei Angestellte beschäftigte, bereits eine an^ensünliche Größe. Die anfänglichen Verluste waren durch eine Erweiterung des Absatzgebiets über Frankfurt hinaus und durch Steigerung der Förderungs-kapazität überwunden worden.

1873 gründete Venantius zusammen mit seinen Brüdern Cäsar und Pius die Firma Franz Arnold Söhne. Sie bestand bis 1903, und erreichte um die Jahrhundertwende ihre größte Blüte. Aus kleinen Anfängen war das bedeutendste Unternehmen des Maintals entstanden, mit zeitweise über 600 Arbeitern, Technikern und Angestellten; für die damalige Zeit eine beachtliche Anzahl.

Aus der 1903 aufgelösten Firma Franz Arnold Söhne entstanden zwei neue eigenständige Betriebe. Pius Arnold gründete unter eigenem Namen ein Geschäft, und Venantius Arnold arbeitete mit seinen Söhnen in der Firma Arnold Söhne weiter. ¹⁴⁾

3. Die Organisation der Unternehmer

Im 19. Jahrhundert war eine Organisation der Unternehmer fast nicht nötig, denn jeder Steinbaron besaß in seinem Betrieb eine nahezu unumschränkte Macht; er war der "Herr im Haus". Dies war aber nur bis etwa 1890 der Fall. Um diese Zeit begannen nämlich die Gewerkschaften von kleinen, aktivistischen Elitegruppen zu Massenbewegungen anzuwachsen. Sie stellten durch die Vielzahl der Druckmittel, besonders durch den Streik,

eine starke Bedrohung der unternehmerischen Macht dar. Innungen gab es schon seitlangem, doch jetzt wurden sie als Gegengewicht zu den Arbeitnehmerorganisationen eingerichtet. Im Jahr 1911 gründeten Steinmetzmeister die Steinbruchgewerbe- und Steinmetzinnung zu Miltenberg, die die Bezirke Miltenberg, Obernburg und Marktheidenfeld umfaßte.

Mitglied der Innung konnte jeder werden, der die Gesellen- bzw. Meisterprüfung erfolgreich abgelegt hatte, selbständiger Steinmetz war oder eine Steinhauerfachschule besucht hatte.

Die Aufgaben der Innung waren laut Satzung u.a.: Förderung eines gedeihlichen Verhältnisses zwischen Innungsmitgliedern und Lehrlingen. Damals genauso wie heute gehörte die Abhaltung von Gesellenprüfungen und das Mitarbeiten an Meisterprüfungen zu ihren Pflichten. Ihre im Arbeitskampf bedeutendste Aufgabe war die Unterstützung bzw. der Schutz der vom Streik betroffenen Mitglieder und die Ausarbeitung von Lohnтарifen mit den Steinhauergesellen. Gegen eine halbjährliche Beitragszahlung von sechs Mark hatte das Innungsmitglied das Recht, an den Einrichtungen und Vorteilen der Organisation teilzuhaben.

Zum Abbau innerbetrieblicher Schwierigkeiten wurde ein Gesellenausschuß eingerichtet, der eine Regelung des Verhältnisses zwischen Geselle bzw. Lehrling und Arbeitgeber herbeiführen sollte. Meistens betraf dies Fragen des Arbeitsverhältnisses, des Zeugnisses, des Lohnes usw. Dieser Ausschuß wurde, ebenso wie die gesamte Innung, von den Gesellen abgelehnt; sie verweigerten jede Zusammenarbeit mit den Unternehmern. Aus diesem Grund boykottierten 1911 400 Gesellen die Wahl zum Gesellenausschuß, der aus drei Innungsmitgliedern und zwei Gesellen bestehen sollte.

In einer Nebensatzung wurde der gemeinschaftliche Geschäftsbetrieb der Mitglieder geregelt. Bei der Vergabe staatlicher Aufträge ab einer bestimmten Preisklasse behielt sich die Innung als solche vor, die Angebote zu machen und die Steinmetzarbeiten auszuführen. Hatte die Innung schon ihre Preisangebote vorgelegt, durfte kein Mitglied mehr selbständig für sich bieten. Wenn die Innung den Auftrag erhielt, wurden die einzelnen Teilarbeiten an die jeweiligen Mitglieder verteilt, sodaß jeder annähernd gleich behandelt wurde. Diese Art der Geschäftsführung bewirkte natürlich ein Steigen der Warenpreise und der Unternehmergewinne, da die

Steinmetzmeister sich nicht mehr gegenseitig unterboten. Insgesamt kann man die Einrichtung einer Innung als Maßnahme zur Machterhaltung der Unternehmer bezeichnen.

4. Die Macht der Unternehmer

Das Selbstverständnis der ungekrönten Herrscher Fechenbachs und Reistenhausens, der Steinbarone, ist aus dem Spruch zu ersehen, den Kandida Hennch gewöhnlich äußerte: "Was die Könige in Bayern sind, das sind die Hennchs in Reistenhausen".¹⁵⁾ Die Macht der Unternehmer zeigte sich besonders bei der Lohnpolitik. Wie schon oben erwähnt, hing die Höhe des Arbeiterlohns lange Zeit allein von der Arbeitsmarktlage und dem Willen des Steinmagnaten ab. Auch als durch die Gewerkschaften und den Steinarbeiterverband die Tarife festgelegt waren, hatten sie noch große Macht, da nur eine Handvoll Arbeiter den Tarif ausrechnen konnte.

Um die Löhne in solcher Weise diktieren zu können, war es nötig, das Arbeitsmonopol zu besitzen. Aus diesem Grund verhinderten die auch in der Gemeindeverwaltung einflußreichen Steinbruchbesitzer bzw. Steinmetzmeister über Jahre hinweg die Ansiedelung eines neuen Industriezweiges in Fechenbach oder Reistenhausen. Die Steinhauer hatten also nur die Möglichkeit, die Löhne und Arbeitsbedingungen ihrer Arbeitgeber zu akzeptieren oder arbeitslos zu sein. Von ihrem kleinen Acker oder Feld konnten nämlich nur die wenigsten leben; sie waren auf die Beschäftigung in den Steinbrüchen oder auf den Werkplätzen angewiesen.

In Reistenhausen waren dies nach einer Statistik aus dem Jahr 1904 21,6 %, in Fechenbach 12,9% der Bevölkerung. Die folgende Hochrechnung zeigt, was diese doch recht niedrigen Prozentzahlen in der Realität bedeuteten. Geht man davon aus, daß diese Arbeiter bis auf wenige Ausnahmen Männer waren, davon etwa die Hälfte verheiratet, daß ihre Ehefrauen nur im Haushalt und der Landwirtschaft arbeiteten und etwa zwei nichtberufstätige Kinder hatten, so ergibt sich ein anderes Bild: in Fechenbach hingen fast ein Drittel, in Reistenhausen sogar über die Hälfte der Familien von den Steinbaronen ab. In dieser Rechnung, die selbstverständlich nur eine vage Schätzung sein kann, sind noch nicht die Schmiede, Wagner usw. be-

rücksichtigt, die ihre Waren hauptsächlich an die Steinmetzbetriebe verkauften, und die deshalb ebenfalls indirekt abhängig waren.

VII. Die Situation der Arbeiter

1. Die Arbeitsbedingungen

a) Die Ausbildung

Die Lehre als Steinmetz oder Steinhauer begann gewöhnlich mit 13 bzw. 14 Jahren, nach Beendigung der siebenjährigen Volksschule. Während ihrer Ausbildung, die drei oder vier Jahre dauerte, besuchten die Lehrlinge die Steinhauerschule in Miltenberg. Dies war eine Art Berufsschule, in der sie vor allem technisches Zeichnen, Materialkunde und Tarifrrechnen lernten.

Die wöchentliche Arbeitszeit der Lehrjungen betrug 48 Stunden. Anspruch auf Ferien hatte niemand; in seltenen Fällen gewährte der Arbeitgeber drei Tage Urlaub. Die Bezahlung der Lehrlinge wurde nach Zeitlohn berechnet; die Grundlage dafür war stets der Lohnvertrag. Dies bedeutete ein Nachteil für sie, denn wer auf der Basis des Tarifvertrags bezahlt wurde, erhielt bedeutend mehr Geld.

Das Maingebiet gehörte sowieso zu den Regionen im ganzen Deutschen Reich, in denen die Arbeiter und somit auch die Lehrlinge am schlechtesten entlohnt wurden. Im Maintal erhielten die Lehrjungen im dritten Lehrjahr 12 Mark pro Woche, während es in Dresden 18 Mark, in Berlin, Hamburg und Halle je 15 Mark waren. Im vierten Lehrjahr war der Unterschied noch deutlicher. In unserer Gegend bezahlten die Unternehmer 15 Mark; die Lehrjungen in Berlin bekamen dagegen 24 Mark, in Halle und Hamburg 20 Mark ausgezahlt.

Für Jugendliche gab es zwar bestimmte Schutzvorschriften; sie durften z.B. nicht bei Sprengungen oder bei der Trockenbearbeitung von Sandstein eingesetzt werden, Kindern unter 13 Jahren war die Arbeit überhaupt nicht erlaubt, Jugendlichen unter 14 Jahren nur bis zu sechs Stunden am Tag; die Unternehmer umgingen diese Gesetze aber meistens, wenn es für sie finanziell günstiger war.

b) Der Arbeitsplatz

Auch für die Ausstattung des Arbeitsplatzes gab es staatliche Bestimmungen. In Steinbrüchen mußten Schutzräume für die Arbeiter vorhanden sein sowie getrennt davon eine Schreibstube für den Polier und ein Aufbewahrungsort für das Sprengmaterial. Außerdem hatte der Unternehmer dafür zu sorgen, daß den Steinhauern genügend sanitäre Anlagen, Verbandszeug und eine ausreichende Menge an Getränken zur Verfügung standen. In der Bundesratsverordnung von 1902 erließ das Reich zahlreiche Richtlinien zur Staubmilderung bei Bruch- und Steinmetzarbeiten. Die Steinmetze mußten bei ihrer Tätigkeit mindestens zwei Meter Abstand voneinander halten, die Werkstücke und der Boden hatten ständig feucht gehalten zu werden, und die Arbeitsstätte war täglich zu reinigen.

Wie wenig die Unternehmer sich aber daran hielten, zeigen die Akten der Königlichen Fabriken- und Gewerbeinspektion. Einmal jährlich überprüfte ein Kontrolleur alle Steinbrüche und Steinmetzbetriebe und beanstandete Gesetzeswidrigkeiten bzw. Mißstände.

Sehr oft nennt er in seinen Notizen auffällige, zu niedrige Arbeitsbuden, die zudem nicht gegen Witterung und Wind geschützt, da sie ohne Dach oder ohne die erforderlichen drei Wände seien. Fast ebenso häufig beanstandete er das Fehlen von Toiletten und Verbandsmaterial. Der Schutzraum der Arbeiter sei oft ungenügend möbliert, völlig verschmutzt oder werde für andere Zwecke mißbraucht. Die Reihe der Beanstandungen ließe sich noch weiterführen, doch glaube ich, daß diese Beispiele genügen, um die oft sehr primitiven Arbeitsplatzverhältnisse darzustellen.

c) Die Arbeitszeiten

Diese waren in den Arbeitsordnungen der Unternehmer genau festgelegt.

Die Arbeit in den Steinbrüchen und Werkstätten begann in den meisten Firmen um 6 Uhr morgens und endete um 19 Uhr abends. Erwachsenen Akkordarbeitern erlaubte man jedoch, schon um 5 Uhr anzufangen und erst um 20 Uhr oder 20.30 Uhr aufzuhören. Manchmal, wenn samstags die Schiffe beladen werden mußten, konnte es noch später werden. Viele Arbeiter, beson-

ders die Rümer, kamen aus den umliegenden Stessartdörfern, aus Wintersbach, Krausenbach oder Wildensee. Sofern sie es nicht vorzogen, sich werktags in Fechenbach und Reistenhausen eine Schlafstätte zu suchen und erst am Wochenende nach Hause zu laufen, erwartete sie nach dem anstrengenden Arbeitstag noch der manchmal zweistündige Heimmarsch zu ihren Familien.

Pausen waren morgens von 8.30 Uhr bis 9 Uhr, mittags von 11 Uhr bis 12 Uhr und nachmittags von 15.30 Uhr bis 16 Uhr. Diese Zeiten galten nur für die männlichen erwachsenen Arbeiter; Frauen konnten auf eigenen Wunsch mittags schon eine halbe Stunde früher entlassen werden, damit sie das Essen kochten, und samstags endete ihre Arbeitszeit bereits um 17.30 Uhr, damit sie ihren Haushalt versorgen konnten. Es war gesetzlich verboten, Jugendliche unter 14 Jahren länger als sechs Stunden und Lehrjungen unter 15 Jahren länger als acht Stunden am Tag zu beschäftigen, doch wurde diese Regelung, wie aus den Akten des Gewerbe- und Fabrikeninspektors hervorgeht, nur selten eingehalten.

Bei meinen Nachforschungen fiel mir auf, daß Fechenbach und Reistenhausen neben Eichenblühl und Wenseldorf, ebenfalls Steinhauerortschaften, die einzigen Gemeinden im Landkreis sind, in denen vormittags um 11 Uhr die Kirchenglocken läuten. Es war dies eine Art Pausensignal für die Arbeiter am Main oder in den Steinbrüchen, damit sie nicht um ihre Mittagspause betrogen werden konnten.

Damals galt noch die Sechstageswoche, sodaß die erwachsenen Steinhauer 66 Stunden in der Woche arbeiteten. Für das kurze Wochenende entschädigten sie sich mit dem Blauen Montag. An diesem Tag wurde weder in den Steinbrüchen noch in den Werkstätten gearbeitet. Laut Gesetz war der Blaue Montag zwar verboten, doch wurde er stillschweigend geduldet. Da der Arbeitgeber verpflichtet war, den Steinarbeitern in ausreichenden Mengen Getränke, d.h. Bier zu stellen, wurde den ganzen Tag über gezecht, gesungen und gefeiert. Da die meisten Steinmetze jedoch auf Akkord arbeiteten, mußten sie versuchen, die entgangene Zeit wieder aufzuholen. Es wird erzählt, daß manche Ehefrau spätabends an den Main ging, um ihren Mann nach Hause zu holen, dann aber doch mit der Lampe neben ihm stehenblieb, weil der Steinmetz noch eine bestimmte Anzahl Werkstücke fertigstellen mußte.

Um den 15. November herum, zur Zeit der "Kerb", der Kirch-

weih, hörte die Arbeit in den Brüchen und Steinhauerplätzen auf, und die Winterruhe begann. Wenn die Steine nämlich gefroren waren, ließen sie sich nicht mehr bearbeiten; der Fels wurde hart und spröde, sodaß oft große Brocken abplatzten. Bis zum nächsten Frühjahr, wenn die Arbeit wieder aufgenommen wurde, mußte die Familie eben mit dem gesparten Geld auskommen.

d) Die Löhne

Der Lohn wurde bei Arbeitern mit Zeitlohn nach zwei Wochen, bei Akkordarbeitern nach einem Monat in bar ausgezahlt, und zwar jeweils am Samstag um 18 Uhr. Die Akkordarbeiter, denen der Lohn übrigens stückweise berechnet wurde, erhielten nach vierzehn Tagen eine Abschlagszahlung. Überstunden bezahlten die Unternehmer mit 105 % des Zeitlohns.

Wieviel aber verdiente ein Steinarbeiter wirklich? In den guten Jahren von 1880 bis 1900 brachte er etwa fünf Mark pro Tag nach Hause; dies entsprach bei elf Stunden Arbeitszeit ungefähr einem Stundenlohn von 45 Pfennig. Die Summe scheint sehr gering gewesen zu sein, doch darf man nicht vergessen, daß auch die Lebenshaltungskosten niedriger waren. So kostete ein Ei damals noch drei Pfennig und ein Laib Brot zu sechs Pfund noch 6⁴ Pfennig.

Im Vergleich zu anderen Berufen, wie den Dienstleuten oder den Handwerkern, schnitten die Steinarbeiter bedeutend besser ab. 190⁴ verdiente ein hiesiger Waldschütz z.B. lediglich 1,70 Mark pro Tag. Im Reichsdurchschnitt erhielt ein Steinmetz etwa 50 % mehr als ein Handwerker.

Nach der Jahrhundertwende, als die Konjunktur zurückging, verschlechterte sich die Lage der Steinarbeiter zunehmend. Zwar gelang dem Verband eine Verringerung der täglichen Arbeitszeit auf acht Stunden, doch lohnpolitisch setzten die Arbeitgeber eine Kürzung nach der anderen durch, sodaß die Steinhauer und Steinmetzen schließlich nur noch 3,50 bis 4 Mark pro Tag verdienten.

2. Die Organisation der Arbeiter

Der wichtigste Kämpfer für die Rechte der Steinhauer und

Steinmetzen war der Zentralverband der Steinarbeiter Deutschlands, eine Teilgewerkschaft des NDGB. Er wurde einige Jahre vor der Jahrhundertwende gegründet und gab sich 1925 eigene Statuten. Der Verband hatte die Aufgabe, sich im Arbeitskampf für die Löhne und Rechte der Männer und die Verbesserung ihrer sozialen Lage einzusetzen.

Sein Organ war die Zeitschrift "Der Steinarbeiter", die seit 1896 einmal wöchentlich erschien. In ihr wurden über neue technische Entwicklungen, die aktuelle politische und wirtschaftliche Lage, das Verbandsgeschehen usw. berichtet und sie kommentiert.

1897 beschlossen die Vertreter der Steinhauer auf dem 8. Kongreß der deutschen Steinarbeiter, daß die Basis des Verbandes nach dem Vertrauensmännersystem organisiert werden sollte. Dies bedeutete, daß man in jeder größeren Steinhauergemeinde Unterstützungsfonds anlegte, die zur Agitation, zur Streikunterstützung, zur Organisationsverwaltung und zur Unterstützung wandernder Gesellen verwendet werden sollten. Zu diesem Zweck wählten die Verbandsmitglieder in den jeweiligen Ortschaften Vertrauensmänner und Revisoren.

Der Steinhauerverband tendierte sehr nach links, zur KPD und besonders zur SPD. Welche Rollen diese Parteien im Ort spielten, ist aus einer Auflistung der Reistenhäuser Wahlergebnisse zu zwei Reichstagswahlen ersichtlich. Am 6.11.1932 erhielt die BVP, die Bayerische Volkspartei, 207 Stimmen, gegenüber 134 Stimmen für die SPD. Zu den weniger attraktiven Parteien gehörten die KPD mit 26 und die NSDAP mit 27 Stimmen. Auch bei der Wahl vom 5.3.1933, ca. einem Monat nach der Machtergreifung, änderte sich nur wenig an diesem Verhältnis. 229 Bürger wählten die BVP, 136 die SPD. NSDAP und KPD hatten mit 53 bzw. 7 Stimmen keine große Anhängerschaft in der hiesigen Bevölkerung.

Zusammenfassend kann man sagen: selbst wenn die Stimmen der konservativeren Bevölkerung überwogen, so spielten doch die der Steinarbeiter, die fast durchgehend SPD wählten, eine große Rolle.

3. Die Gefährdung durch die Arbeit

a) Die Steinhauerkrankheiten

Die Steinarbeiter bezahlten ihre verhältnismäßig hohen Löhne oft mit zahlreichen, berufsbedingten Krankheiten oder einem frühen Tod.

Durch die schlechte, nach vorne geneigte Körperhaltung und die gleichzeitige, starke Beanspruchung der Arm-, Nacken-, Rücken- und Brustmuskulatur litten die Arbeiter häufig an Herzerkrankungen, früher Adernverkalkung und Leistenbrüchen. Die völlig ungeschützten Augen waren sehr gefährdet durch Stein- oder Stahlsplitter, die unter dem harten Meißelschlag abbrachen. Bei der Berufsgruppe der Steinschlichter trat am häufigsten der Rheumatismus auf, da die Arbeiter, gleichgültig bei welchem Wetter, im Freien sitzen und Gesteinsbrocken zertrümmern mußten. Selbstverständlich ist auch noch die Unfallgefahr durch Sprengungen und herabfallende Steine zu nennen, der sich besonders die Rümer und Steinhauer aussetzten.

Der größte Feind des Steinarbeiters war jedoch der Gesteinstaub, der bei jeder Art von Tätigkeit, besonders stark aber bei den Steinmetzen und Bildhauern, entstand. ¹⁶⁾ Er war die Ursache für das häufige Auftreten von Tuberkulose, Bronchialkrebs, Gehirnschäden und Silikose, der Staublunge oder Steinhauerkrankheit, wie sie oft auch genannt wurde.

b) Ursachen und Verlauf der Silikose

Die Ursachen der Silikose waren vielfältig. Eine Ursache war natürlich die lange Arbeitsdauer; die Lungen hatten praktisch keine Möglichkeit, sich von der eingeatmeten Staubmenge zu erholen. Eine zweite Ursache war die schlechte, meist gebückte Arbeitshaltung. Bei jedem Schlag des Klüpfels bewegte sich der Körper unter großer Muskelanspannung auf und ab. Die Folge davon war eine stoßweise Atmung durch den Mund, sodaß der Staub völlig ungefiltert in die Lunge gelangte. Der dritte Grund für das starke Auftreten der Silikose war die Menge und Art des Steinstaubs. Besonders viel Staub wurde bei der Arbeit mit stumpfen Werkzeugen oder mit der Steinsäge eingeatmet. Aber auch in geschlossenen Räumen oder Schächten, wie z.B. bei den Untermierungen, konzentrierte sich die Staubmenge, die der Steinhauer schluckte oder einatmete, da es keine Entlüftung gab. Von entscheidender Bedeutung war

die Art des Staubs. Gezackte Körnchen richteten größeren Schaden an als runde, und feiner Staub war gefährlicher als grober, da er wegen seiner Leichtigkeit in der Luft schwebte und einfacher in die Atmungsorgane eindringen konnte. Wichtig war auch der Gehalt an Kieselsäure im Staub, da sie eine ätzende Wirkung ausübte und die Gefahr einer Silikose noch vergrößerte.

Der Verlauf der Silikose war grauenvoll, da der Patient meist erst nach jahrelangem Dahinsiechen starb. Trotz der Schutzmaßnahmen des menschlichen Körpers gelangten die Staubteilchen allmählich bis zur Lunge, wo sie sich ablagerten. Zu Beginn der Krankheit entstanden winzige Staubanhäufungen von der Größe eines Stecknadelkopfes bis zu der einer Erbse. Mit der Zeit flossen benachbarte Staubknoten ineinander und bildeten so immer größere Flächen. Die Staubablagerungen griffen nach und nach ganze Lungenteile oder sogar Lungenlappen an. Das Gewebe verhärtete sich und drückte so die feinen Blutgefäße zusammen, was dazu führte, daß die Versorgung und Ernährung der Lunge mit frischem Blut nicht mehr gewährleistet war. In der Folge starben die betroffenen Gewebsabschnitte ab und erweichten; ein Prozeß, der sich von einem Herde nach außen hin fortsetzte. Erreichte er einen Luftröhrenast, wurde auch dieser zerfressen und dadurch eine Verbindung nach außen hergestellt. Hatte der Steinhauer oder Steinmetz bisher nur an heftigen Atembeschwerden gelitten, so trat er jetzt bereits in das zweite Stadium der Krankheit: er hustete Lungengewebsmasse unter starken Krämpfen aus. Im Lungengewebe entstand eine kleine Höhle. Griff der Erweichungsprozeß auf Blutgefäße über, wurden auch diese durchgefressen und der Kranke begann Blut zu husten.

Der Steinarbeiter starb also einen langsamen Erstickungstod, da der Gasaustausch bei der verringerten Atmungsfläche nicht mehr ausreichte. Aus dem feinen, elastischen Lungengewebe war eine harte, schwarze, verfilzte Masse geworden, die beim Durchschneiden, wie es beim Sezieren vorgenommen wurde, knirschte wie Sand. Im Endstadium besaß der Körper kaum noch Abwehrkräfte, was dazu führte, daß der Patient häufig auch noch von Tuberkulosebakterien befallen wurde. 17)

Dies war der Grund, warum vor der Jahrhundertwende die Ärzte die Steinhauerkrankheit meist als Schwindsucht diagnostizier-

ten. Die Folge war, daß die Silikose nicht als Berufskrankheit anerkannt und deshalb auch nicht entschädigt wurde. Die Steinhauerwitwen erhielten vom Unternehmer also keinen Pfennig Unterstützung.

c) Die Lebenserwartung

Nach einer Statistik des Steinarbeiterverbandes aus dem Zeitraum von 1906 bis 1909 waren im Jahr 1906 von den fast 6300 Mitgliedern mehr als 25 % erkrankt; 1909 sogar 32,8 %. Hals- und Lungenkrankheiten sowie Verletzungen im Beruf machten dabei etwa die Hälfte aller Krankheitsfälle aus. Bei ca. 75 % der 1908/1909 verstorbenen Verbandsmithlieder werden Berufskrankheiten als Todesursache genannt.

Das Durchschnittsalter der Steinhauer betrug damals 41 Jahre, das der Sandsteinmetze 39 Jahre. Durch verbesserten Arbeiterschutz und kürzere Arbeitszeit gelang es in den folgenden Jahren sogar, eine höhere durchschnittliche Lebenserwartung zu erreichen.

d) Die Krankenunterstützungsvereine

1865 gründeten Fechenbacher Steinhauer und Steinmetzen den Steinhauerunterstützungsverein e.V. Mitglied konnte jeder Steinarbeiter über 16 Jahre werden, sofern er einen guten Leumund besaß. Der Verein bezog sein Vermögen aus monatlichen Beiträgen, einem außerordentlichen Beitrag von 10 Pfennig bei einem Sterbefall und den Aufnahmegebühren, die bei Jugendlichen bis 18 Jahren eine Mark, bei Erwachsenen entsprechend mehr betragen. Das Höchstalter für den Beitritt war 50 Jahre. Als Leistungen bot der Unterstützungsverein ein wöchentliches Krankengeld und beim Tod eines Mitglieds 20 Mark Bestattungskosten für die Hinterbliebenen. Die Ehefrauen der Mitglieder waren jeweils mitversichert.

Diese rein örtliche Krankenkasse bestand bis 1939. In den Akten des Landratsamtes Miltenberg aus dem Jahre 1938 ist ein Briefwechsel zwischen dem Vereinsvorstand und der Bezirksverwaltung vorhanden, in dem von behördlicher Seite die Auflösung des Steinhauerunterstützungsvereins oder sein Anschluß an eine

staatliche Krankenkasse verlangt wurde. Sie begründete diese Forderung damit, daß der Mitgliederstand in den letzten Jahren ständig rückläufig gewesen sei und folglich kein Interesse mehr auf Seiten der Steinarbeiter bestünde. Zudem sei der Unterstützungsverein wegen der geringen Mitgliederzahl kein leistungsfähiger Versicherungsbetrieb mehr. Somit wurde am 6.2.1939, im Zuge der Gleichschaltung des Reiches, die Auflösung vollzogen.

In Reistenhausen bestand eine ähnliche Organisation, die sich Krankenunterstützungsverein Reistenhausen nannte. Gegründet wurde sie 1822 als Gesellenunterstützungsverein, war um diese Zeit aber noch eine relativ lockere Gemeinschaft. Statuten, und damit feste Regeln, gab sie sich erst 1906.

Der Inhalt der Statuten glich dem in Fechenbach; die Aufnahmebedingungen waren jedoch verschärft und die Beitrittsgrenze auf 30 Jahre herabgesetzt. Erleichterung brachte die Beitragsregelung, da während der Krankheit und im Winter keine Zahlungen verlangt wurden. Erkrankte ein Steinarbeiter, so mußte er innerhalb einer bestimmten Frist den Vorstand durch eine ärztliche Krankheitsanzeige benachrichtigen, um unterstützungsberechtigt zu sein.

1938 wandelte sich diese örtliche Krankenversicherung auf starken behördlichen Druck in einen bloßen Unterstützungsverein auf freiwilliger Basis um.

e) Die staatliche Unterstützung

Jahrelang kämpfte der Zentralverband der Steinarbeiter für die Anerkennung der Silikose als Berufskrankheit und die daraus resultierende Einstufung als Betriebsunfall. Das folgende, sehr kämpferische Zitat aus einer Sonderschrift des Verbandes zeigt, wie ernst ihm das Anliegen war:

"Was wir - die Steinarbeiter Deutschlands - wollen, ist die endliche Beseitigung des klaffenden Widerspruchs zwischen der Behandlung der Entschädigung bei Erwerbsminderung als Folge von Betriebsunfällen, und jener Erwerbsminderung, die durch die Steinarbeiter-Berufskrankheit entsteht." 18)

Als es schließlich gelang, diese Forderung durchzusetzen, brachte es eine große Verbesserung der Lage der Arbeiter und ihrer Familien mit sich. Jetzt war nämlich die 1884 von Bismarck

geschaffene Unfallversicherung zuständig, und die Berufsgenossenschaft der Unternehmer mußte für die Krankenkosten des Steinhauers aufkommen.

Vom Grad der Staublunge hing nach dem Tod des Arbeiters die Witwenrente der Frau ab. Er wurde durch die Sektion der Leiche ermittelt. Ein spezieller Arzt führte die Untersuchung in den Kellergewölben des Rathauses durch; später wich man dazu auf den Friedhof aus, wo auf den Gängen, lediglich hinter spanischen Wänden verborgen, das Sezieren durchgeführt wurde, ehe man in das neugebaute Leichenhaus gehen konnte. Laut Augenzeugenbericht schnitt der Arzt nicht nur die Lunge auf, sondern untersuchte den ganzen Körper auf Sandablagerungen hin. In einem Fall sollen Staubpartikel sogar im Kleinhirn gefunden worden sein.

VIII. Der Niedergang der Steinindustrie im 20. Jahrhundert

Ebenso schnell, wie die Sandsteinindustrie am Ende des 19. Jahrhunderts gewachsen und zu großer Blüte gekommen war, so rapide war auch ihr Niedergang. Bereits wenige Jahre nach der Jahrhundertwende, als die übrige deutsche Wirtschaft noch florierte, sank die Konjunktur im Steinmetzgewerbe bereits wieder. Die Ursachen dafür waren vielfältiger Art.

1. Die Ursachen

Der sehr auffällige rote Sandstein geriet bald wieder aus der Mode; man bevorzugte schlichtere, unauffälligere Steine. Einige Jahrzehnte zuvor noch unübertroffen in seiner Beliebtheit als architektonischer Schmuck an Häuserfronten, erhielt er jetzt starke Konkurrenz durch den qualitativ hochwertigen Muschelkalk und die zwar minder vielseitigen, aber billigeren Kunststeine. Auch der Beton machte dem roten Natursandstein seinen Rang streitig.

Der Zentralverband der Steinarbeiter Deutschlands vertrat die Meinung, die Betriebe seien teilweise selbst an der Krise schuld. So sei der Sandstein vor allem durch seine plötzliche schlechtere Qualität und seine überhöhten Verkaufspreise bei den Kunden in Mißkredit geraten. Für die Gewinnung und Bearbeitung des Sandsteins seien bedeutend mehr Zeit und Arbeits-

leistung nötig als für die Herstellung von Kunststeinen. Den automatisch daraus resultierenden Preisunterschied hätten die Unternehmer durch ihre Preistreiberei jedoch noch erhöht. Sie hätten nämlich möglichst große Gewinne zu erzielen versucht, indem sie weniger Ware zu höheren Preisen verkauften. Der Unternehmer verdiene auf diese Weise, da auch weniger Materialkosten anfielen. Die Leidtragenden dieser Politik seien die Steinhauer bzw. Steinmetzen und natürlich die Verbraucher. Die Rechnung sei aber nicht aufgegangen, da die Käufer zum billigeren Kunststein gewechselt hätten.

Nur durch verbesserte Qualität hätte der Sandstein die Konkurrenz noch schlagen können. Aber auch hier liege eine der Ursachen für die Krise. Der anfangs betriebene, rücksichtslose Raubbau in den Steinbrüchen zeige jetzt seine Folgen. Dadurch, daß man beim Abbau oft nicht auf die Lagerung der Steinschichten geachtet habe, seien zu Beginn zwar größere Gesteinsmengen gebrochen worden, die Bruchwände aber nun verdorben, die deshalb keine Steine von hoher Qualität mehr lieferten. Auch in den Steinmetzbetrieben würden die immer schlechter bezahlten Arbeiter weniger gute Arbeit leisten.

Eine weitere Ursache für den Konjunkturrückgang war die Abnahme der staatlichen Bautätigkeit während des Ersten Weltkrieges und der ersten Nachkriegsjahre um fast 300 %. Dies traf die Steinindustrie ebenso hart wie das Baugewerbe, da beide untrennbar zusammenhängen.

2. Die Auswirkungen in der Weimarer Republik

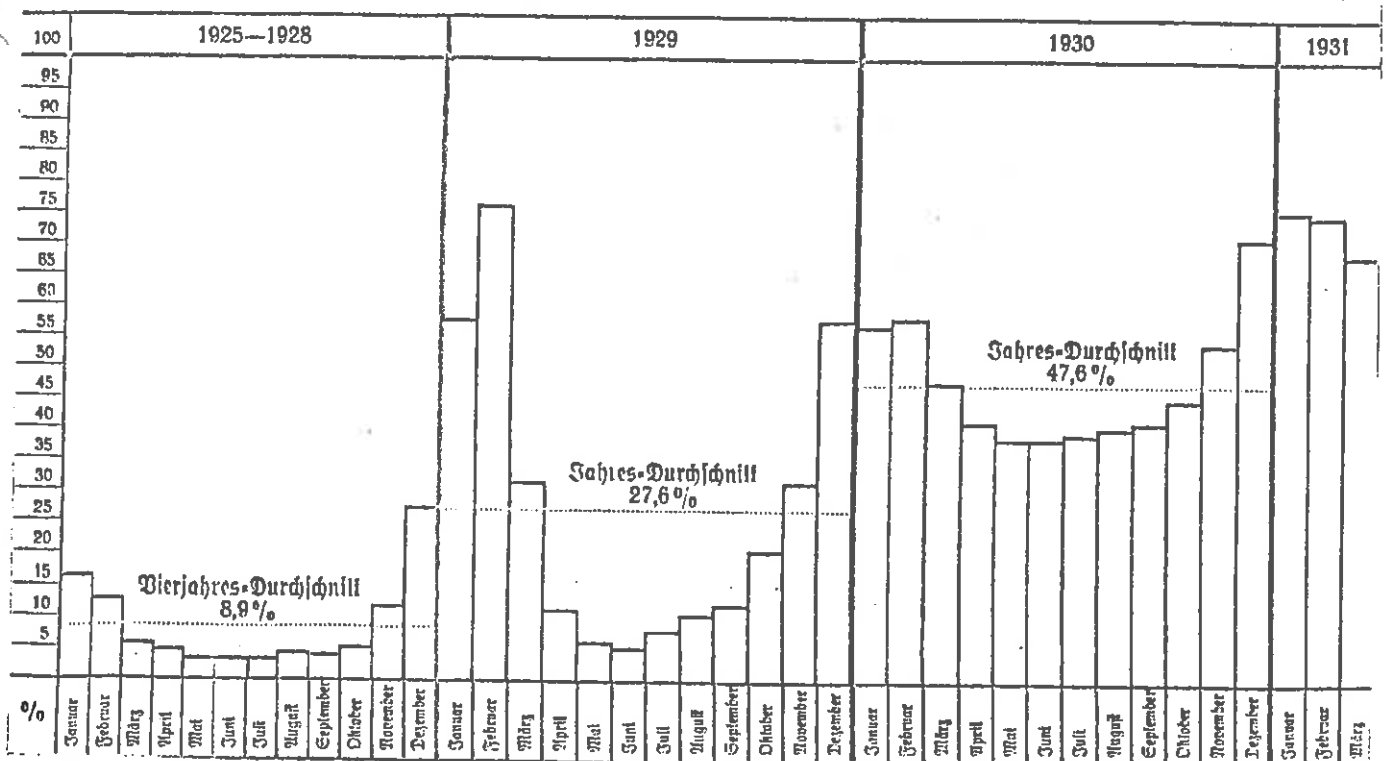
Die Unternehmer versuchten die Krise zu meistern, indem sie die Löhne der Arbeiter reduzierten. So sanken 1923 die realen Stundenlöhne der Steinmetzen gegenüber dem Vorkriegswert von 65 Pfennig auf 61 Pfennig, die der Steinhauer sogar von 43 auf 36 Pfennig. Da nur noch acht Stunden am Tag gearbeitet wurde und das Geld durch die Inflation schnell seinen Wert verlor, kehrte oft große Not bei den Steinarbeitern ein. Die Unternehmer zahlten den Lohn jetzt täglich aus, damit die Ehefrau noch am gleichen Tag einkaufen konnte, ehe der Realwert noch weiter sank. Der Steinarbeiterverband wehrte sich mit allen Mitteln gegen diese Ausbeutung der Arbeiter, doch vergeblich. Als auch das Mittel der Lohnkürzung die schlechte La-

ge nicht verbesserte, griffen die Arbeitgeber zur Rationalisierung. Schleif- und Sägemaschinen begannen die Menschen zu ersetzen. Die Folge war Arbeitslosigkeit. Keine der Maßnahmen brachte jedoch wirkliche Erleichterung für die Unternehmen, und so mußte ein Steinbruch bzw. Steinhauerplatz nach dem anderen schließen.

Nach der Inflation 1923 existierten nur noch wenige Steinmetzfirmer im unteren Maintal und auch in Reistenhausen. Für diese bedeuteten die Jahre zwischen 1924 und 1928 noch einmal eine kurze Erholungsphase, während der sich die Bautätigkeit wieder ein wenig belebte, sodaß die Zahl der Aufträge gerade die Existenz der Betriebe gewährleistete.

Mit der Weltwirtschaftskrise 1929 kam schließlich das Ende der Steinindustrie in Fechenbach und Reistenhausen. Da sie in beiden Dörfern der Haupterwerbszweig war, hatte die Entwicklung eine hohe Arbeitslosigkeit zur Folge. Ich fand bei meiner Suche nach Quellenmaterial keine genauen Zahlen über die beiden Ortschaften; ich kann lediglich Angaben über die Arbeitslosigkeit im Steinarbeiterverband machen. Es ist jedoch vermutlich ohne weiteres möglich, daraus auf die Lage in Fechenbach und Reistenhausen zu schließen.

Nebeneinandergestellt verlief die Arbeitslosigkeit im Steinarbeiterverbande seit 1925 in folgender Weise



Die Skizze zeigt, daß die anfangs saisonbedingten, leichten Schwankungen in der Beschäftigungszahl im Jahr 1929 deutlicher wurden und daß 1930 sogar in den Sommermonaten kaum mehr eine Verbesserung eintrat. Lag der Jahresdurchschnitt der Arbeitslosigkeit zwischen 1925 und 1928 noch bei 8,9 %, so wuchs er 1929 auf 27,6 % und 1930 sogar auf 47,0 % an. Das Jahr 1931 brachte zu Beginn sogar noch einen Anstieg der Arbeitslosenzahlen, erst gegen Ende des Jahres war die Krise wieder im Abklingen.

Die Weltwirtschaftskrise hatte die Sandsteinindustrie wegen ihrer vorausgegangenen Schwierigkeiten, im Vergleich zu anderen Industriezweigen, besonders stark betroffen. So lag hier die Arbeitslosenquote um fast 25 % höher als im NDGB. Der Steinarterbeiterverband hatte nahezu jegliche Macht über die Arbeitgeber verloren. Streiks waren völlig unmöglich, da dem Unternehmer ein Heer arbeitsloser Steinhauer zur Verfügung stand, das sofort und gerne bereit war, für jeden Lohn die Stelle der Streikenden einzunehmen.

In Fechenbach und Reistenhausen wechselten die meisten Steinhauer und Steinmetzen den Beruf, um den massiven Auswirkungen der Krise zu entgehen.

3. Die Entwicklung im Dritten Reich

Als 1933 die Nationalsozialisten an die Macht kamen, war die Wirtschaftskrise bereits an ihrem Ende angelangt. Nur damit ist eine Anordnung zu erklären, die im September 1933 vom nunmehr staatlich kontrollierten und gelenkten Verband an alle Stützpunktleiter erging, nämlich sich um Arbeitsbeschaffung zu bemühen, da ja auch der Führer täglich an das Schicksal der Arbeiter denke. Wenig später sprach auch wirklich der Verbandsleiter dem Stützpunktleiter in Reistenhausen, Karl Keller, seine Glückwünsche darüber aus, daß es in Reistenhausen keinen arbeitslosen Steinhauer mehr gebe.

In der Tat verbesserte sich ab 1933 die Auftragslage wieder sehr, wie das folgende Beispiel zeigt: 1939 wurde der Bruchmeister Leo Helmstetter zur Reichswehr eingezogen. Daraufhin stellten die Unternehmer einen Antrag an das Landratsamt mit der Bitte um sofortige Freistellung des Bruchmeisters vom Militärdienst. Als Begründung führten sie an, daß für ihn kein Ersatz vorhanden sei, was zu einer Verzögerung des Abbaus füh-

re. Dies habe aber schwerwiegende Folgen für die Betriebe, da sie durch Aufträge für Partei- und Kasernenbauten sowie die Reichsautobahn voll ausgelastet seien.

4. Die Weiterführung nach dem Zweiten Weltkrieg

Lediglich zwei Steinmetzunternehmen überstanden die Katastrophe des Zweiten Weltkrieges: die Firmen Pius Arnold und Winterhelt. Pius Arnold besaß zuletzt nur noch einen Steinhauerplatz am Bahnhof, wo er seit 1949 eine Steinsäge betrieb. Diese wurde 1950 an die Firma Winterhelt verkauft, kurz bevor sich der alte Reistenhäuser Betrieb auflöste. Damit war auch das letzte einheimische Steinmetzunternehmen verschwunden; 1964 wurde die Firma Winterhelt aus dem Gewerberegister im Rathaus gestrichen.

IX. Zusammenfassung und Beurteilung

Dies war das Ende einer über 700 Jahre alten Steinhauer- und Steinmetztradition in Fechenbach und Reistenhausen. Zusammenfassend läßt sich sagen, daß sie stets zwei Gesichter hatte. Einerseits verschaffte sie den Männern des Dorfes oder der Umgebung, sofern sie den Beruf des Steinarbeiters ergreifen wollten, Arbeit, sodaß hier niemals eine solche Arbeitslosigkeit und Armut herrschte wie z.B. in den kleinen abgelegenen Spessartdörfern. Die Steinhauer wurden für die damalige Zeit recht hoch bezahlt und hatten im Vergleich zu anderen Berufsgruppen, z.B. den Handwerkern, ein recht gutes Auskommen. Andererseits brachte die Steinindustrie auch sehr viel Leid über die Familien; dann nämlich, wenn der einzige Verdienner frühzeitig, oft im besten Alter, an der Staublunge starb. Mit dem Untergang der Steinindustrie verloren die beiden Dörfer ihr Haupterwerbsgebiet. Dies wirkte sich dennoch nicht allzusehr auf die Bevölkerung aus, da an die Stelle dieser Betriebe bald andere Industriezweige traten. Jetzt, da es von den Steinbaronen nicht mehr verhindert wurde, siedelten sich eine Reißverschluß-, eine Bekleidungsfabrik, ein Holzunternehmen und natürlich die Hohe KG an, die den Bewohnern Arbeit boten.

Beide Ortschaften haben das Fehlen der Steinmetzbetriebe also sehr schnell überwunden. Vielleicht ist auch das einer der Gründe, warum bei uns dieser Teil unserer Dorfgeschichte so schnell vergessen werden konnte.

X. Anhang

Verzeichnis und Erläuterung der Bilder und Karten

1. Karte der Steinbrüche in der Grube

2. Lage der Steinhauerwerkplätze

- 1-19
- Werkplatz der Firma Schumann
 - Werkplatz der Firma Söller
 - Werkplatz der Firma Winterhelt (mit Schmiede und Spriet)
 - Werkplatz der Firma Motzel (mit Schmiede)
 - Werkplatz der Firma Hennch (mit Gleisen und Kran)
 - Werkplatz der Firma Hack
 - Werkplatz der Firma Winterhelt (mit Steinsäge)
 - Werkplatz der Firma Pius Arnold
 - Werkplatz der Firma Alexius Arnold
 - Werkplatz der Firma Venantius Arnold (mit Spriet)
 - Werkplatz der Firma Franz August Söller (mit Spriet)
 - Bildhauerwerkstätte von Salvator Seitz und Rupert Arnold
 - Bildhauerwerkstätte von Pius Wild
 - Bildhauerwerkstätte von Joseph Mayer

3. Plan des Werkplatzes der Gebr. Hennch in Fechenbach, 1909

4. Blick auf den "Motzelplatz" von der badischen Mainseite aus gesehen, ca. ~~1938~~ ~~1940~~ 1890

nicht vorhanden 5. Blick auf Reistenhausen mit Steinhauerplätzen, um 1900

6. Hochzeit bei den Steinbaronen Arnold, 1919

7. Arbeiter in den Dorfprozelten Steinbrüchen, 1933 - 1938

8. Arbeiter in der "Grube" Dorfprozelten

11 + 9. Arbeiter beim Bossieren eines Steinblocks

10. Steinmetzen auf dem Werkplatz der Firma Winterhelt, ca. 1933

9 + 11. Steinhauer beim Bossieren eines Steinblocks

12. Der Kran auf dem ^{Wd. Winterhelt} ~~Hennchsche~~ Platz in Fechenbach *jetzt damping*

13. Herstellung eines Säuretroggs für einen Chemiekonzern.

14. Adler, Werkstück eines Fechenbacher Steinmetzen, um 1923

15. ~~Ritter~~ ^{St. Michael} mit Flammenschwert, 1929 nach Buenos Aires geliefert

16. Schule, gearbeitet auf dem Werkplatz der Firma Winterhelt

17. Kriegerdenkmal und Dreifaltigkeitsschule in Fechenbach

18. Grundriß und Ansicht der Arbeitshütten der Firma Winterhelt

19. Arbeitsordnung der Firma Franz Arnold Söhne, 1892

20. Arbeiter am "Blauen Montag" bei der Firma Winterhelt

21. Mitglieder des Steinhauerunterstützungsvereins Fechenbach

22. Bericht im "Steinarbeiter" über die Bundesratsverordnung, 1902

XI. Anmerkungen

- 1 Seibert, G., Wendelberger, E.: Art. Sandstein in: Das neue Lexikon in Farbe, Bd. 13, Herrsching (Wissen Verlag) 1979, S.4228
- 2 Schuster, M.: Die Gliederung des Unterfränkischen Buntsandsteins, Abhandlung der geologischen Landesuntersuchung am Bayerischen Oberbergamt, München 1932, S.13 f
- 3 Schuster, S.97 f
- 4 Bauer, R.: Heimatbuch Reistenhausen mit Kirschfurt, Amorbach 1965, S.117
- 5 Mälzer, G.: Der Main, Geschichte eines Flusses, Würzburg (Echter Verlag) 1986, S.13
- 6 Bauer, S.118
- 7 Bauer, S.118
- 8 Staatsarchiv Würzburg, Akten des Landratsamts Miltenberg, Nr. 4335
- 9 Bauer, S.111
- 10 Bauer, S.102
- 11 Bauer, S.101
- 12 Bauer, S.120 und
Rohner, K.: Heimatbuch von Fechenbach, o.O. 1961, S.45 ff
- 13 Rohner, S.47
- 14 Stauder, K.: Aus der Geschichte der Familie Stauder, Nürnberg (Selbstverlag) 1931, S.99 f
- 15 Rohner, S.47
- 16 Von der Berufskrankheit und den Berufsgefahren der Steinarbeiter, Sonderdruck aus der Wochenzeitschrift "Der Steinarbeiter", Nr. 40 bis 44, Leipzig (Zentralverband der Steinarbeiter Deutschlands) 1925, S.12 ff
- 17 Von der Berufskrankheit und den Berufsgefahren der Steinarbeiter, S.13-17
- 18 Von der Berufskrankheit und den Berufsgefahren der Steinarbeiter, S.7
- 19 Jahrbuch 1930 und Rückblick auf das vergangene Jahrzehnt, Leipzig (Verlag des Zentralverbandes der Steinarbeiter Deutschlands) 1931, S.9

XII. Literaturverzeichnis

- Bauer, R.: Heimatbuch Reistenhausen mit Kirschfurt, Amorbach 1965
- Mälzer, G.: Der Main, Geschichte eines Flusses, Würzburg (Echter Verlag) 1986
- Rohner, K.: Heimatbuch von Fechenbach, o.O. 1961
- Schuster, M.: Die Gliederung des Unterfränkischen Buntsandsteins, Abhandlung der geologischen Landesuntersuchung am Bayerischen Oberbergamt, München 1932
- Seibert, G., Wendelberger, E.: Art. Sandstein in: Das neue Lexikon in Farbe, Bd. 13, Herrsching (Wissen Verlag) 1979
- Stauder, K.: Aus der Geschichte der Familie Stauder, Nürnberg (Selbstverlag) 1931
- Weiß, J.: Faulbach am Main, zur 700-Jahrfeier der Erstnennung des Dorfes, o.O. 1983

Zusätzliche Materialien:

- Akten des Landratsamtes Miltenberg, Staatsarchiv Würzburg, Nr. 2794, Nr. 4226, Nr. 4331-3, Nr. 4335, Nr. 4350, Nr. 4352, Nr. 4429, Nr. 5211
- Bericht der Zentralkommission für Bauarbeiterschutz für 1903 - 1904, Hamburg (Verlag J. Efftinge) 1904
- Jahrbuch 1930 und Rückblick auf das vergangene Jahrzehnt, Leipzig (Verlag des Zentralverbandes der Steinarbeiter Deutschlands) 1931
- Protokoll der IV. Bayerischen Bauarbeiterschutzkonferenz, München (Verlag C. Mäckelmann) 1911
- Von der Berufskrankheit und den Berufsgefahren der Steinarbeiter, Sonderdruck aus der Wochenzeitschrift "Der Steinarbeiter", Nr. 40 bis 44, Leipzig (Zentralverband der Steinarbeiter Deutschlands) 1925

XIII. Erklärung

Ich erkläre, daß ich die Facharbeit ohne fremde Hilfe angefertigt und nur die im Literaturverzeichnis angeführten Quellen und Hilfsmittel benützt habe.

Collenberg, den 15. Februar 1987

Birgitta Helustetter